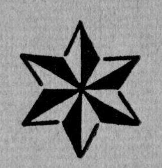
# GOETHE GEDENKREDE

gehalten bei der Feier der hundertsten Wiederkehr seines Todestags in seiner Vaterstadt Frankfurt a·M· am 22ten März 1932

von

ALBERT SCHWEITZER



# GOETHE

GEDENKREDE

GEHALTEN BEI DER FEIER
DER 100. WIEDERKEHR SEINES TODESTAGES
IN SEINER VATERSTADT FRANKFURT A. M.
AM 22. MÄRZ 1932

VON

ALBERT SCHWEITZER

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
MÜNCHEN 1932

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei
in Nördlingen

Hundert Jahre sind's her, da fragt Goethe, der sich ein Genesender wähnt, als er sich an diesem Tage um 9 Uhr morgens in dem Lehnstuhl aufrichtet, in dem er die Nacht verbracht hat, welches Datum man schreibe. Als er vernimmt, daß es der 22. März sei, sagt er: „Also hat der Frühling begonnen und wir können uns um so eher erholen".

Er bedenkt nicht, daß ihm der 22. März von jeher als ein schicksalsschwerer Tag gilt; er erinnert sich nicht jenes unheilvollen 22. Märzes des Jahres 1825, an dem das Weimarer Theater, die Stätte, an der Schiller mit ihm eine so herrliche Wirksamkeit entfaltet hatte, in Flammen aufgegangen. Die Freude, daß die Frühlingssonne am Himmel steht, erfüllt ihn, den Sonnenanbeter, ganz.

Wo sich dann seine Gedanken schon zu verwirren beginnen, bittet er, für einen Augenblick wieder bei Besinnung, daß man einen geschlossen gebliebenen Laden öffne, damit mehr Licht hereinkomme. Ehe die neue Frühlingssonne die Mittagshöhe erreicht hat, ist er in das Reich des ewigen Lichtes eingegangen.

Der hundertsten Wiederkehr des Todestags ihres größten Sohnes gedenkt die Stadt Frankfurt in herrlichstem Frühlingssonnenschein . . . und in der größten Not, die sie und Goethes Volk jemals gekannt haben. Arbeitslosigkeit, Hunger und Verzweiflung sind das Los so vieler Bewohner der Stadt und des Reiches. Wer wagt die Last von Sorge um die Existenz zu ermessen, die durch uns, die wir uns zu dieser Feier zusammengefunden, in dies Haus hineingetragen worden ist!

Mit der materiellen Existenz ist die geistige bedroht. So vieles, was für Kultur und Bildung getan wurde, kann nicht mehr fortgesetzt werden. Die hundertste Wiederkehr des Todestages Goethes fällt in die Zeit, in der das so einzig hochstehende Schulwesen, das den Stolz seines Volkes bildete und zu dessen Förderung er über ein halbes Jahrhundert lang in stetiger Arbeit das Seine beitrug, der Zerstörung anheimzufallen beginnt.

Kaum kann unter uns die Freude gebührend aufkommen, daß Frankfurt zum ersten Male ein Goethefest im Besitze der Universität feiert, auf die es als Stadt Goethes ein Recht hat und deren Gründung, endlich, durch den Opfersinn seiner Bürger ermöglicht worden ist. Bange Sorge um ihre Zukunft verdüstert uns die Freude. Möge ihr



das Geschick von Schwesteruniversitäten beschieden sein, die einst in Zeiten tiefster Not beginnend nachher zu herrlichster Blüte gelangen durften.

Ein gütiges Geschick walte ferner über den altehrwürdigen Stätten der Wissenschaft in Frankfurt und lasse sie durch diese schwere Zeit hindurch gerettet werden.

Möge es auch möglich sein, Goethes Geburtshaus, dessen Fundamente bedroht sind, vor dem Ruin zu bewahren, wo jetzt die Ausführung der dringendsten dazu erforderlichen Arbeiten durch das Fehlen der Mittel in Frage gestellt ist.

So groß sind die Not und die Sorge, in die dieser Tag fällt, daß die Frage aufkommen konnte, ob man ihn nicht in der Stille vorübergehen lassen solle. Im Faust steht die Antwort. Dort gibt der noch unter dem Eindruck des Schlachtgetümmels stehende Kaiser die Erlaubnis zu dem vom Erzkämmerer erbetenen Feste mit den Worten:

„Zwar fühl' ich mich zu ernst, auf Festlichkeit zu sinnen.
Doch sei's. . . ."

So sei's.

Aber mit einem eigentümlichen Zwiespalt im Gemüte feiern wir heute Goethe. Stolz vergegenwärtigen wir uns das Unverlierbare und Unentwertbare, das uns in ihm und seinem Werke ge-

geben ist. Zugleich aber können wir nicht anders als uns fragen, ob er uns nicht ein Fremder geworden, weil die Zeit, in die sein Leben und Schaffen fiel, die Nöte und Probleme der unseren noch nicht kannte. Geht nicht die Helligkeit, die von ihm ausstrahlt, über das finstere Tal, in dem wir uns befinden, hinaus, in kommende Zeiten hinein, die wieder auf der Höhe der seinigen liegen werden?

Doch hinweg zunächst mit solchen Fragen. Unterdrückt sei für diese Stunde auch die Wehmut, die uns überkommt, wenn wir angesichts der einzigartig glücklichen Umstände, in denen sich seine einzigartig herrliche Begabung entfalten durfte, in tiefer Trauer derer gedenken, die den Reichtum, den sie in sich trugen, der Welt nicht schenken konnten, weil sie, ehe sie noch Männer waren, vom Kriege dahingerafft wurden, wie auch derer, denen nicht vergönnt ist, die Schätze ihres Inneren zu heben, weil die Not, in der sie leben, sie nicht dazu kommen läßt.

So groß ist unser Elend, daß wir darin die Fähigkeit erlangt haben, uns von uns selber loszulösen und in der uns fast unfaßbar gewordenen Tatsache Erhebung zu finden, daß einmal Menschen ihr Dasein in Verhältnissen zubringen durften, die ihnen die Erreichung vollendeten Menschentums erlaubten. In solchem Geiste nahen wir uns heute Goethe, dem dieses wie kaum einem beschieden war.



* * *

Goethe selber gibt sich Rechenschaft davon, wieviel er den Verhältnissen schuldet, in denen sein Leben verlief. Gar manchmal kommt er darauf zu sprechen, zuletzt noch, drei Wochen vor seinem Tode, in einer Unterhaltung mit dem jungen Genfer Soret, dem wir so wertvolle Aufzeichnungen über seine zehn letzten Lebensjahre verdanken.

Er wächst auf unter den so mannigfachen und so reichen Anregungen, die er in der dem gesellschaftlichen und geistigen Leben der Zeit geöffneten Vaterstadt empfängt. Sagt er doch selber einmal, daß er sich keinen andern Platz als in dieser Art für seine Wiege geeignet ausdenken könne. Nachher trifft er in Weimar die einzigartigen Voraussetzungen für geistiges Leben an, wie sie nur an Fürstenhöfen gegeben sein können und wie sie die großen und kleinen deutschen Höfe jener Zeit, die sich zu Stätten edelster Bildung entwickeln, in ganz besonderer Weise bieten. Er lebt in einer Zeit, in der die Menschen Halt an dem

Geiste des Fortschritts finden, der in ihr am Werke ist. Welchen Klang haben für uns Heutige die Stellen in Dichtung und Wahrheit, in denen er berichtet, daß er in seiner Jugend Zeuge davon sein durfte, wie die Verhältnisse sich in stetiger Weise besserten und wie der Humanitätsgedanke unter den Menschen zur Herrschaft kam! Und als er dann die gewaltigen, im Gefolge der französischen Revolution einhergehenden Umwälzungen erlebt, die die gedeihliche Entwicklung der europäischen Menschheit in Frage zu stellen scheinen, darf er, auch ihr Ende erlebend, zuletzt feststellen, daß sie etwas Vorübergehendes waren.

Materielle Sorge lernt er nicht kennen. Den Kampf ums Dasein zu führen, für den er von der Natur nicht ausgerüstet ist, bleibt ihm erspart.

Arbeit und wiederum Muße findet er in seiner Stellung zu Weimar, wie er beide zu seiner Entfaltung nötig hat. Er darf dienen, ohne jemals Knecht zu werden; er darf am Regieren teilhaben als einer, der einfach auf die Verwirklichung des Richtigen und Zweckmäßigen ausgeht, ohne etwas von seiner Kraft in der Auseinandersetzung mit Parteien und Parteimeinungen verbrauchen zu müssen.

Zur rechten Stunde treten die Menschen, deren er bedarf, in sein Leben ein. Herder, Wieland, Les-



sing, Shakespeare, Spinoza und Jakobi geben ihm, was sie ihm zu geben haben.

In Weimar sucht ihm der Fürst als Freund, soweit er nur immer kann, in allem verstehend entgegenzukommen. Es ist keine Phrase, wenn Goethe einmal schreibt: „Dieser Fürst gab mir Gelegenheit mich zu entwickeln, welches unter keinen andern vaterländischen Bedingungen möglich gewesen wäre“.

Die Blüte der Freundschaft mit Schiller erschließt sich ihm 1794 in dem Augenblick, wo er nicht mehr weiß, wie aus dem Einsamsein, das er sich nach der Rückkehr aus Italien erwählt, herauskommen und wo er, der Anregung zum Schaffen ermangelnd, an seiner dichterischen Begabung zu verzweifeln beginnt.

Wohl ist es so, daß von denen allen, die ihn als Große oder als Kleine fördern, jeder von ihm zuletzt mehr empfängt, als er ihm gegeben hat. Aber er selber, der in der mannigfachen Unsicherheit und Unentschlossenheit befangen ist, die so merkwürdig neben seiner Kraft des Wollens und Schaffens steht, bedarf des Entgegenkommens, des Verstandenwerdens, des Ermutigtwerdens, ja des Geleitetwerdens. Daß er dies von Jugend an bis in die Vereinsamung des Alters gefunden, ist das

große Glück, das über seinem Leben waltet. Kaum irgendeines seiner großen Werke gedeiht zur Vollendung, ohne daß ein Verstehender die Freude an der Arbeit anfacht und unterhält, wie es für Götz von Berlichingen die Schwester, für Egmont der Vater, für den Faust und so manche andere Werke Schiller tut.

In solcher Weise durch die Verhältnisse und durch Menschen gefördert, entwickelt sich Goethe zu der großen menschlichen und schöpferischen Persönlichkeit, zu der wir heute emporschauen.

* * *

Ferne von uns, uns der menschlichen Persönlichkeit gegenüber in kritiklose Bewunderung hineinsteigern zu wollen. Manches ist in Goethes Leben, in seinem Denken, in seinen Werken, das wir uns daraus herausdenken, manches auch, was wir uns dazu hinzudenken möchten.

Goethe ist nicht eine in unmittelbarer Weise anziehende und begeisternd wirkende Idealgestalt. Er ist weniger und er ist mehr.

Das immer gleich bleibende Fundament seiner Persönlichkeit ist Wahrhaftigkeit und Lauterkeit. Er darf von sich bekennen und hat es getan, daß



ihm Lüge, Verstellung und Intrige ebenso fern sind wie Eitelkeit, Mißgunst und Undankbarkeit.

Um diese beiden die Richtung seines Wesens ausmachenden Eigenschaften bewegen sich nun andere, die nicht miteinander ausgeglichen sind, sondern von den zwei einander entgegengesetzten Polen Spontaneität und Nicht-Spontaneität ausgehen. Goethe hat eine hinreißende Art sich zu geben an sich und ist zugleich wieder verschlossen. Er besitzt eine große natürliche Gütigkeit und kann wiederum kühl sein. Er erlebt alles in äußerster Lebhaftigkeit und ist zugleich geradezu ängstlich darauf bedacht, nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen. Er ist impulsiv und zugleich unentschlossen. In seinem am 27. August 1794 geschriebenen Brief an Schiller macht er den neuen Freund darauf aufmerksam, daß er bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern an ihm entdecken werde, über die er nicht Herr werden könne.

Goethe ist also, so reich er auch mit Gaben ausgestattet ist, von Haus aus weder eine glückliche noch eine harmonische Natur, sondern hat viel Arbeit mit sich selber, Arbeit, die ihm noch dadurch erschwert wird, daß sich in seinem Dasein oft Zeiten der Kränklichkeit einstellen, durch die

er, nach seinem eigenen Zeugnis, „einige der besten Jahre seines Lebens verlor“. Und wie lange halten Niedergeschlagenheit und Unfähigkeit zur Arbeit an, die im Gefolge solchen Krankseins einhergehen!

Als den Weg, den er mit sich selber zu gehen hat, erkennt Goethe den, sich nichts Fremdes aufnötigen zu wollen, sondern das, was von Natur Gutes in ihm lebt und glimmt, zur Entfaltung zu bringen und das, was Nicht-Gutes an ihm ist, abzulegen.

Dieser Arbeit an sich selber gibt er sich mit tiefem Ernste hin. In Dichtung und Wahrheit redet er von dem inneren Ernste, mit dem er schon frühe sich und die Welt betrachtete. Von diesem Ernst wird jeder berührt, der als ein Verstehender in seinen Bereich tritt.

In solchem Arbeiten an sich selbst gelangt Goethe zu einem Menschentum, das, auf Wahrhaftigkeit und Lauterkeit gegründet, durch Neidlosigkeit, Gelassenheit, Friedfertigkeit und Gütigkeit ausgezeichnet ist.

Sich in Neidlosigkeit, Gelassenheit und Friedfertigkeit zu üben, gibt ihm das Leben reiche Gelegenheit. Es ist ja nicht so, daß er ein erfolgreiches und leichtes Dasein hat. Nach Werther hat



keine seiner Schöpfungen mehr allgemeinen Beifall gefunden. Die intime Kunst, die sich in seinen späteren Dichtungen kundgibt, befremdet die Menschen. Sie hatten von dem Verfasser des Götz von Berlichingen und des Werther etwas ganz anderes erwartet. Was hat Goethe doch über ein so vollendetes Werk wie Hermann und Dorothea für Torheiten zu hören bekommen, und nicht nur von der urteilslosen Menge, sondern auch von denen, die ihm nahestanden!

Die in Italien bereitete Ausgabe seiner gesammelten Schriften findet nur sehr mäßigen Absatz. Seine Bühnenstücke werden kaum gespielt. Vor Schillers aufgehendem Gestirn verblaßt sein Dichterruhm. Von seinen Forschungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft nimmt man keine Notiz, weil er kein Fachmann ist. Mit offener und versteckter Feindschaft wird gegen ihn gearbeitet.

Er aber geht still und gelassen seines Weges. In einem Briefe an Schelling darf er die Frage stellen, ob man in all der Feindseligkeit, deren Gegenstand er war, auch nur einen Laut von ihm vernommen habe!

So groß wie seine Friedfertigkeit ist seine Gütigkeit. Gewiß, er hat für die, die ihm ferner stehen, gelegentlich eine Steifheit an sich, die als Kälte

empfunden und als Hochmut ausgelegt wird, eine Steifheit, die mit den Jahren, wo die Art seines Vaters immer stärker an ihm herauskommt, ständig zunimmt. Im Grunde ist diese Steifheit, wie der Kanzler von Müller dem von seinem ersten Besuche bei Goethe (29. September 1826) ziemlich enttäuschten Grillparzer gegenüber bemerkt, nichts anderes als seine eigene Verlegenheit, so oft er mit Unbekannten oder mit wenig Bekannten zusammen ist. Bei seinem zweiten Zusammensein mit Goethe am übernächsten Tage darf Grillparzer dann tatsächlich feststellen, „daß Goethe so liebenswürdig und warm ist, als er neulich steif und kalt gewesen".

Seiner innersten Natur nach ist Goethe von der Jugend bis ins Alter herzlich und mitempfindend. Er entzieht sich, wie wir dies aus vielen Zeugnissen wissen, keinem, der seiner wirklich bedarf. Insbesondere sucht er sich, weil ihm dies am natürlichsten liegt, in aller geistigen und seelischen Not, der er begegnet, helfend zu betätigen. „Eine herrische Gewohnheit" zwinge ihn dazu, bekennt er einmal. Aus solcher Sorge um Einsame und Verbitterte ist das Gedicht „Aber abseits, wer ist's" entstanden, das zu dem Ergreifendsten gehört, das er geschaffen hat.



Vogel, der Arzt, der in den letzten Jahren seines Lebens um ihn ist, berichtet uns, daß Goethe ihm Mittel zur Verfügung stellte, damit er Bedürftigen, die ihm in seiner Praxis begegneten, mit mehr als einem gewöhnlichen Almosen helfen könne. Aber er durfte nicht sagen, von wem die Wohltat kam.

So verwirklicht Goethe ein Menschentum, das er in den Worten „edel, hilfreich und gut" beschlossen sein läßt und dessen Zauber und Größe in seiner herrlichen Echtheit und Naturhaftigkeit besteht. Als solches wirkte es so stark auf die, die es aus seinem wunderbaren Blick herausstrahlen sahen; als solches wirkt es auf uns aus seinem Leben und aus seinem Werk heraus.

Wie groß muß der Eindruck der Persönlichkeit Goethes gewesen sein, daß Wieland ihn als „das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott erschaffen hat" bezeichnen kann, und daß Schiller von ihm sagt, er habe als Mensch den größten Wert von allen, die er je persönlich kennen gelernt!

* * *

Wie das tief Naturhafte das Wesen der menschlichen Persönlichkeit Goethes ausmacht, so auch das der schöpferischen. Mit Goethe tritt ein Stück

Natur in die Literatur hinein. In seiner Dichtung ist die deutsche Dichtung, ja die Dichtung überhaupt erst wirklich natürlich, das heißt von jeder Unnatur befreit und naturerfüllt geworden.

Es ist nicht von ungefähr, daß in Goethe ein Maler mit dem Dichter zusammenlebt. Und wenn es diesem Maler, so bedeutend er ist, nicht beschieden ist, die Höhe zu erreichen, nach der er in immer erneutem Anlaufe strebt, so ist er doch in der Dichtung gestaltend mit am Werk. Mit zauberischer Macht versteht es Goethe, uns in die Natur zu versetzen, die vor seinem Blick und seiner Seele steht. In einzigartiger Weise ist ihm die Gabe verliehen, Geschautes als Erlebtes wiederzugeben.

Wie wunderbar sind doch seine Gleichnisse! Nicht erfindet er ein Bild zu einem Gedanken hinzu, sondern Bilder, die er als Geschautes und Erlebtes in sich trägt, warten in ihm auf den Gedanken, der bestimmt ist, in ihnen Gestalt zu gewinnen.

Überhaupt waltet Natur in Goethes Sprache. In dem bekannten Epigramm über die ihm versagte Meisterschaft in der Malerei tröstet er sich damit, daß er als einziges Talent deutsch zu schreiben der Meisterschaft nahe gebracht habe.



Diese Meisterschaft besteht darin, daß sich die deutsche Sprache bei ihm in vollendet natürlicher und einfacher Weise ausleben darf. Ursprünglich und zugleich veredelt wandelt sie in seiner Dichtung einher. Ihre vollendete Natürlichkeit bewährt sie nicht nur im Ausdruck, sondern auch im Rhythmus. Nie unterwirft sie sich dem Rhythmus der Versmaße, in denen sie auftritt, sondern ergeht sich in absoluter Freiheit in ihnen und über ihnen.

Dem tief Naturhaften seines Wesens entsprechend, erlebt Goethe sein Dasein in stetiger geistiger Verbundenheit mit der Natur. Der Knabe fühlt das Bedürfnis, Gott bei Sonnenaufgang, vor einem Altar, auf dem er Früchte darbringt, Anbetung zu erzeigen. In dem ersten Leid, das den Vierzehnjährigen durch den ungerechten Verdacht trifft, der dann den Verlust Gretchens nach sich zieht, sucht er Trost in dem Alleinsein mit der Natur. Zu ihr flüchtet er, als ihn die Reue über das Unrecht, das er Friederike angetan hat, nicht losläßt. Sie ist seine Vertraute. In ihr findet er sich selber wieder.

Wenn die Freundschaft, in der Männer einer dem anderen Begeisterung zum Guten mitteilen und Halt im Unglück verleihen, in Goethes Dich-

tung so ganz im Hintergrunde bleibt, so ist es, weil bei ihm die Vertrautheit mit der Natur die große Freundschaft bedeutet, neben der alle andere verblaßt. Selbst in der Freundschaft mit Schiller, die wie ein Wunder über ihn kommt, behält er etwas von sich für sich selber. Ganz vermag er sich nur der Natur hinzugeben.

Sich von der Natur loszulösen, ist ihm das große Verfehlen, in das der Mensch verfallen kann. Darum ist der tragische Gedanke, den er in die Faustsage hineinlegt und in ihr symbolisiert, der der Naturentfremdung. Durch die Magie, der er sich ergeben, weil er der Natur auf die bisher versuchte Weise für seine vermessenen Ansprüche nicht nahe genug kam, ist Faust aus der Natur herausgetreten und hat sich damit zu einem Dasein verurteilt, das notwendig in Irrtum und Schuld verlaufen muß. Nach jedem wirren Erleben in der Natur zu neuem Dasein erwachend — diese Stellen gehören zu den ergreifendsten in der Faustdichtung! — begibt er sich doch immer wieder in den Bann der Magie, bis zuletzt die Sehnsucht bei ihm durchbricht, um jeden Preis wieder in ein natürliches Verhältnis zur Natur zu gelangen.

So liegt der Schlüssel des Goetheschen Faustdramas in den Versen:



„Noch hab' ich mich ins Freie nicht gekämpft.
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur, vor dir, ein Mann allein,
Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.
Das war ich sonst, eh' ich's im Düstern suchte. . . ."

Bis ins höchste Alter lebt Goethe in stetiger, sich immer vertiefender Verbundenheit mit der Natur. Den Tag vor seinem letzten Geburtstag, nachdem er eben den Faust vollendet und ihn mit zehnfachem Siegel verschlossen, verbringt er mit den Enkeln in herrlichem Spätsommerwetter in Ilmenau, wo die Natur so oft ihre Stille um ihn gebreitet hatte. Ein letztes Mal liest er an der Wand des Jagdhäuschens, auf die er es am 7. September 1780 mit Bleistift geschrieben, sein „Über allen Gipfeln ist Ruh". Gestärkten Sinnes, so erzählt es der Kanzler von Müller, als hätte ihm die Ruhe der Wälder und der frische Hauch der Berge neuen Lebensodem zugeweht, kehrt er zurück, neue Arbeitslust, die dann bis zu seinem Tode anhält, in sich tragend.

* * *

Auf die innigste Weise mit der Natur verbunden, ist Goethe in naturhafter Weise schöpferisch.

Darin liegt die einzigartige Größe seines Schaffens, darin auch die Beschränkung, die ihm gesetzt ist. Dies gibt sich gleich in seiner Art hervorzubringen kund. Er erlebt das Herrliche, daß nicht er dichtet, sondern daß es in ihm dichtet. Aber nur wenn der Stoff ihn ruft, kann er daran arbeiten; wenn er ihn nicht mehr ruft, muß er ihn liegen lassen und warten, bis er ihn wieder ruft. Diesen Leidensweg des Schaffens ist er gegangen und hat dabei neidlos und voll Bewunderung auf Schiller geschaut, der in stetiger Weise, nur von seinem eigenen Wollen abhängig, schöpferisch sein konnte.

Daß das Naturhaft-Schöpferische, wie es ihm eignet, Größe und Grenze bedeutet, erfährt er auch darin, daß er sich nicht in derselben Weise in jeder Form der Dichtung ungehemmt ausgeben kann. Daß er so tief in der Natur lebt, macht die Gewalt, den Zauber und die unnachahmliche Vollkommenheit seiner lyrischen, epischen und erzählenden Werke aus. Daß er nicht von ihr loskommt, steht ihm als Bühnendichter im Weg. Er bringt es nicht über sich, Natur und Handlung so zurechtzumachen, wie sie sich auf der Bühne am besten ausnehmen, sondern bleibt dabei, sie vor dem Zuschauer so erstehen lassen zu wollen, wie sie sich in natürlichster Wirklichkeit darstellen. Darum haben alle



Stücke Goethes, soweit sie nicht, wie Tasso und Iphigenie, durch die Einfachheit der Handlung und der in sie hineinspielenden Natur wie von selbst bühnengemäß sind, etwas Nicht-Bühnengemäßes und Über-Bühnengemäßes an sich. Einerseits verzichten sie auf die gangbarsten Theatereffekte; andererseits stellen sie Anforderungen an die Bühne, die über deren Vermögen weit hinausgehen. Nur auf der Bühne unserer Phantasie, für die sie eigentlich geschrieben sind, nicht auf der Bühne der Bretter, können sie voll zur Wirkung kommen, was aber nicht heißen will, daß sie nicht auch auf der Bühne der Bretter ihr volles Daseinsrecht haben.

In seiner drastischen Art läßt Goethe sich einmal über das Bühnengemäße, in das er sich nicht schicken kann, in den ungerechten Worten aus, daß man für das Theater die Natur an ihrem Platze lassen müsse und sich mit dem zu begnügen habe, „was sich auf Brettern, zwischen Latten, Pappendeckel und Leinwand durch Puppen vor Kindern aufführen läßt“.

Dem Nicht-Bühnengemäßen und Über-Bühnengemäßen bei Goethe suche man nicht durch raffinierteste, für ihn noch nicht denkbare Inszenierungskünste abzuhelfen, durch die sich die bei ihm unausgefüllte Kluft zwischen Bühne und Wirklich-

keit nur desto stärker bemerkbar macht. Nur die Phantasie des Zuschauers vermag das, was Goethe ihm vorführen will, aus der Unvollständigkeit und der Unvollkommenheit, in der es ihm auf der Bühne entgegentritt, in vollendet geschaute Wirklichkeit zu erheben.

Im Stofflichen vollends wird offenbar, in welchem Maße Goethes Naturverbundenheit Größe und Schranke seines Schaffens bedeutet. Kaum jemals hat sich an einem Dichter eine Prophezeiung so ganz erfüllt, wie Merck's, des unerbittlichen kritischen Freundes, Wort an den jungen Goethe, „daß es seine unablenkbare Richtung sei, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben".

Tatsächlich ist es Goethe nicht verliehen, sich in einen außerhalb seiner Natur und seines Erlebens liegenden Stoff einzufühlen und einzudichten und ihn daraufhin in überzeugendem Leben Gestalt gewinnen zu lassen. Die Vollendung — aber welch' ergreifende und einzigartige Vollendung! — erreicht er nur, wenn sein Werk irgendwie Mitteilung seiner selbst ist. In Dichtung und Wahrheit spricht er es selber aus, daß alle seine Werke Bruchstücke einer großen Konfession sind. Dies gilt nicht nur von jenen, in denen, wie im Werther, im Tasso, im Faust, im Wilhelm Meister, eine Ge-



stalt, in der ein Stück seiner Seele lebt, im Mittelpunkte steht. Auch die anderen haben Bekenntnischarakter an sich, weil das ganze Leben des Stückes letzten Endes aus seinem Erleben fließt. Je mehr man sich in Goethes Werken ins einzelne vertieft, desto mehr wird man gewahr, wieviel in ihnen in tiefstem Sinne Selbstbetrachtung ist.

Wo Goethe, ohne unter dem Zwange des Triebes der Selbstmitteilung zu stehen, sich die dichterische Bearbeitung irgendeines Stoffes vornimmt, entsteht etwas, das trotz dieser und jener Vorzüge den Stempel seines Geistes und Könnens nur ganz undeutlich an sich trägt.

Nachdem er 1791 die Leitung des Weimarer Hoftheaters übernommen hat, hält er es, wie wir dies aus einem seiner Briefe wissen, für seine Pflicht, jedes Jahr einige spielbare Stücke zu schreiben. So entstehen anfechtbare Werke wie der Großkophta, der Bürgergeneral, die natürliche Tochter. Später sieht Goethe ein, daß er das, was er sich vorgenommen, nicht durchführen kann und leitet das Theater noch ein halbes Menschenalter lang, ohne sich dadurch noch zu dramatischem Schaffen anregen zu lassen.

Der Dichter Goethe ist also nicht der, der alles kann. Wenn die Jugend — und dies von jeher —

sich mehr zu Schiller als zu ihm hingezogen fühlt, so liegt dies nicht nur daran, daß sie bei ihm das Enthusiastische vermißt, sondern auch daran, daß seine Werke nicht die gleichmäßige Vollendung der Schillerschen aufweisen. Es fällt ihr schwer, bei einem solchen Genie halb Geratenes und kaum Geratenes neben Großartigstem stehen zu sehen.

In Wirklichkeit ist jeder schöpferische Geist eigenen Gesetzen unterworfen, gegen die er nicht ankommen kann. Seine Bestimmung, in tiefster Verbundenheit mit der Natur uns sich selber als ein Stück reichster und edelster Natur mitzuteilen, hat Goethe in seinen Meisterwerken in so vollendeter Weise erfüllt und damit der Menschheit einen solchen Reichtum geschenkt, daß es belanglos wird, inwiefern dieser durch daneben entstehende Werke anderer Art noch hätte vermehrt werden können.

* * *

Und der Inhalt dieser Selbstmitteilung? Drei Motive gehen in ihr nebeneinander einher und verbinden sich miteinander: das Motiv des Edelwerdens, das des veredelnden Einflusses der Frau und das des Schuldigwerdens.



Das Edelwerden. Weil Goethe als den Weg, den er mit sich selber zu gehen hat, den erkennt, sich nichts Fremdes aufzwingen zu wollen, sondern sich zu veredeln, treten in seinen Werken keine fertigen Helden mit feurigen Idealen auf, sondern immer wieder er selbst, in verschiedenen Gestalten, als ein Strebender, der in unbestechlichem Wirklichkeitssinn durch Irren und Fehlen hindurch den Weg sucht, der aufwärts führt.

Im Grunde sind alle Persönlichkeiten, die er zeichnet — man denke an die, die in Wilhelm Meister an uns vorbeiziehen — in Läuterung begriffen, wobei jede aber ihr ureigenes Wesen behält.

Diesen Gedanken des Edelwerdens läßt Goethe in mildem Lichte in einfachsten Sprüchen aufleuchten, die durch alle Zeiten hindurch Helligkeit auf den Weg suchender Menschen werfen. Der, der als den großen Wunsch an das Leben den bekennt, daß die Idee des Reinen immer lichter in ihm werden möge, gehört zu den Wegweisern der Menschheit.

Zur Hüterin des Edeln und Helferin zum Edeln weiht er die Frau, weil sie in seinem Leben diese Sendung erfüllt.

Schon seine erste Liebe, das Frankfurter Gretchen, benutzt die Macht, die es über ihn hat, ihn

vor Torheiten zu bewahren, durch die er sich etwas vergeben würde, und hält ihn an, immer bei dem, was lauter ist, zu verbleiben. Später ist ihm Frau von Stein über zehn Jahre lang Führerin auf dem Wege zum Reinen und Guten. Förderung in seinem geistigen Werden empfängt er dann noch von zwei Fürstinnen am Hofe zu Weimar und von anderen Frauen, die nicht so im Vordergrunde seines Lebens sichtbar werden. Aus seinem Leben, hier in kaum veränderter Stellung und Gestalt, dort sich untereinander zu neuen Persönlichkeiten verbindend, Hohe und Niedere gleich hoheitsvoll, gehen dann diese Frauen in seine Dichtung ein.

So entstehen hehre Gestalten wie die der Prinzessin im Tasso und die der Iphigenie. Zu welcher Größe wächst sich bei Goethe der antike Iphigenienstoff aus durch die Art, in der Iphigenie ihren Bruder und Pylades von dem Wege der Gewalt, der Lüge und der Verstellung zurückhält, den sie zur Erlangung der Freiheit für gangbar erachten, und dadurch, daß sie auch den Preis der Undankbarkeit dafür nicht zahlen will! Man bedenke, daß in der ursprünglichen griechischen Erzählung Iphigenie selber es ist, die den Männern den Weg der List weist!

Kaum gibt es etwas in der Weltliteratur, das an



ethischer Gewalt an dieses Werk Goethes heranreicht, und kaum etwas, in dem das Ethische so unscheinbar und doch so mächtig auftritt.

Gleich tief wie den veredelnden Einfluß der Frau hat Goethe das Schuldigwerden erlebt. Was zittert alles in den Worten aus Dichtung und Wahrheit nach, wo er von dem Schuldigwerden redet, in das er durch sein Verhalten zu Friederike gekommen. Wenn er dann im Götz, im Clavigo, in der Stella und sonstwo den Mann auftreten läßt, der durch auf Unbesonnenheit folgenden Wankelmut schuldig an einer Frau wird, so ist dies kein dichterisches Motiv, das er in seinem Leben gefunden und nun literarisch ausmünzt, sondern Selbstanklage, die nicht zur Ruhe kommt.

Die klassische tragische Schuld, in die der Mensch ohne sein Zutun, aus unentrinnbarer Notwendigkeit gerät, kommt in der Dichtung Goethes nicht vor. Nur Erlebtes, nicht Ersonnenes führt er uns vor. Eine reine Notwendigkeit kann es für den nicht geben, der schreibt: „Unser Leben ist wie das Ganze, in dem wir enthalten sind, auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Notwendigkeit zusammengesetzt“. Überhaupt kann er, wie er 1830 an Zelter schreibt, dem rein tragischen Fall kein Interesse abgewinnen.

Goethe ist sich bewußt, daß wir mit all den Gedanken, in denen wir uns mit Schuld und Schuldigwerden beschäftigen, an ein großes Geheimnis rühren, das wir nicht überschauen und nicht ergründen können. So viel aber glaubt er ahnen zu können, daß die Macht, die der Schuld über uns verliehen worden ist, nicht dazu bestimmt ist, uns zu vernichten, sondern zuletzt zu unserer Läuterung beitragen muß. Auch über den schuldigen Menschen behält das Leben sein Recht. „Aber der Mensch will leben" heißt es am Schlusse der schmerzvollen Zeilen über das Schuldigwerden an Friederike in Dichtung und Wahrheit, worauf folgt: „Darum nahm ich aufrichtig teil an anderen . . ." Schuldig geworden sein bedeutet, ein teuer bezahltes tieferes Verstehen der Dinge besitzen.

Das Ernstwerden durch die Schuld bewährt Goethe in seinem Leben. Wenn der reife Mann es nicht über sich bringt, eine Frau, die durch seine Schuld in sein Leben eingetreten ist, wieder daraus zu verweisen, sondern ihr den Platz neben sich gibt und alle äußeren und seelischen Schwierigkeiten, die für ihn daraus entstehen, auf sich nimmt, so ist es, weil das Gedenken an jenes Schuldigwerden des Jünglings in ihm lebendig ist und



ihm den harten Weg weist, den er in diesem viel schwereren Schuldigwerden zu gehen hat. Dies ist eine Seite des Christiane-Kapitels in Goethes Leben, die man zu oft übersieht. Einer, wie wir es aus einem seiner Briefe wissen, hat das Verhalten Goethes in dieser Weise verstanden: Schiller.

Wie stark, bei aller Unaufdringlichkeit, kommt der Gedanke des Geläutertwerdens durch die Schuld und des Sühnens und Wiedergutmachens in den Menschen, die in Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren auftreten, zur Geltung!

Arbeitet die Schuld an dem Menschen, so ist er auf dem Wege der Erlösung durch das unergründliche Geheimnis der Liebe, das als ein Stück lichter Ewigkeit in das Erdendunkel hineindringt. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen . . ."

* * *

In dem, was er so als Dichter von sich preisgibt, wird Goethe als ein Denker offenbar. Zwar hat er sich zeitlebens dagegen gewehrt, in den Reihen der Philosophen zu gehen. Stolz rühmt er sich in einem Spruch, daß er es nur darum so weit habe bringen können, weil er „nie über das Denken nachgedacht". Wohl sucht er Kant, Hegel (für

den er eine wirkliche Zuneigung hat) und Schelling zu verstehen und bestrebt sich, wo er nur immer kann, sich mit ihnen eins zu fühlen. Aber es gelingt ihm nicht. Zuletzt muß er doch immer wieder feststellen, daß sie einen Weg gehen, der nicht der seine ist. Er versteht die Art nicht, in der der deutsche Geist in jenen Denkern den Kampf um die ethische, idealistische Weltanschauung führt.

Wiederum ist es seine tiefe Verbundenheit mit der Natur, in der Größe und Schranken wie seines Dichtens so auch seines Denkens gegeben sind. Er kann, so sehr er sich darum bemüht, mit jenen Denkern letzten Endes nicht zusammengehen, weil sich bei ihnen das Denken zwischen den Menschen und die Natur stellt. Darum ist ihm Kants Kritik der reinen Vernunft, wie er sagt, eine „Zwingfeste", die uns verhindert, uns in freiem Dichten und Denken in der Natur zu ergehen; darum sind ihm die Systeme der spekulativen Philosophie Vergewaltigung der Natur.

Das innerliche Verhältnis, in dem er zur Natur steht, und sein Wirklichkeitssinn erlauben ihm nicht, in dieser Weise mit ihr zu verfahren. Ehrfürchtig naht er ihr, daß sie ihm etwas von ihren Geheimnissen offenbare und ihn Erkenntnis finden



lasse, in der Kraft zum Leben ist. Sein Streben geht auf eine sachliche, ethische Naturphilosophie.

Wenn er in Dichtung und Wahrheit schreibt: „Es war nämlich vorzüglichen denkenden und fühlenden Geistern ein Licht aufgegangen, daß die unmittelbare originelle Ansicht der Natur und ein darauf gegründetes Handeln das Beste sei, was der Mensch sich wünschen könne und nicht einmal schwer zu erlangen", so meint er damit das Streben nach Welt- und Lebensanschauung, dem er selber ergeben ist.

Nicht will er sein Denken in einem erdachten Unendlichen kreisen lassen. Die Lehre der Metaphysik, wie sie gewöhnlich lautet, ist für ihn eitel Wortweisheit. Nur das Unendliche, das sich ihm in der Versenkung in die Natur und in sich selber auftut, hat Wirklichkeit und Bedeutung für ihn.

„Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten"

läßt er sich in einem Spruche vernehmen.

Und wie herrlich dieser andere:

„Was ist Unendlichkeit?
Wie kannst du dich so quälen?
Geh in dich selbst!
Entbehrst du drin Unendlichkeit in Sein und Sinn
So ist dir nicht zu helfen".

Auch Gott sucht er nicht außerhalb und neben der Natur, sondern allein in ihr. Mit Spinoza, den er als seinen philosophischen Lehrer verehrt, bekennt er sich zur Identität von Gott und Natur. Er lebt der Überzeugung, daß Gott in allen Dingen ist und alle Dinge in Gott sind. Daß er damit in der Wahrheit ist, wird ihm durch den Spruch griechischer Weisheit von dem Leben und Weben und Sein in Gott gewiß, auf den sich der Apostel Paulus, der Apostelgeschichte zufolge, in seiner Rede auf dem Areopag zu Athen beruft. Dieser tönt aus seinem Bekenntnis zu Gott heraus:

„Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt".

Das Wesen der Frömmigkeit sieht Goethe darin, daß der Mensch dieses natürliche Sein in Gott, das er mit allen Wesen gemein hat, zur geistigen Tat werden läßt. Dies drückt er in den ergreifenden Versen aus:

„In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Hohen, Reinen, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich dem ewig Ungenannten,
Wir heißen's: fromm sein".



Weil er dies eine weiß, wie er mit Natur und Gott zusammengehört, bedarf Goethe keiner auf künstliche Weise bis ins letzte ausgebauten Weltanschauung, sondern kann sich dabei bescheiden, in einer unvollendeten — und unvollendbaren — zu wohnen. Er will nicht reicher sein, als er in absolut ehrlichem Erwerb von Wahrheiten sein kann. Davon getraut er sich leben zu können.

Dieses sein Verhalten kennzeichnet er in den Worten: „Im Endlichen bis nach allen Seiten des Erforschlichen zu gehen, das Erforschliche bis zu den Urphänomenen zu begreifen, das Unerforschliche aber bescheiden zu verehren". Er wagt es, bei der Feststellung stehen zu bleiben, daß „die Natur Leben und Folge aus einem unbekannten Mittelpunkte zu einer nicht erkennbaren Grenze" ist, und sich bei der Zuversicht zu beruhigen, daß „in der lebendigen Natur nichts geschieht, was nicht in enger Verbindung mit dem Ganzen stehe".

In diesem Verzicht auf vollendete Weltanschauung steht Goethe einsam in seiner Zeit. Sein Alter fällt in die Jahrzehnte, in denen die spekulative Philosophie, weil sie sich getraut, die letzten Fragen zu beantworten, die Gemüter beherrscht und als höchste und endgültige Art des Denkens angesehen wird.

Wie aber führt Goethe das Sittliche in die Naturphilosophie ein? Das große Problem für alle Naturphilosophie — für ihn wie für die Stoiker, wie für Spinoza, wie für Lao-Tse, den chinesischen Denker, mit dem er sich in so mannigfacher Weise berührt — ist ja, wie sie von der Natur zum Sittlichen gelangt.

Hier geht Goethe einen ganz einfachen Weg. Er kümmert sich nicht um alle Herleitungen und Begründungen des Sittlichen, die man zu seiner Zeit versucht, sondern nimmt die ethischen Gedanken, die in der Menschheit aufgetreten sind, als eine Naturoffenbarung hin. Denn, sagt er, nicht nur in physischen, sondern auch in sittlichen Urphänomenen offenbart sich Gott-Natur. Die Ideen, die sich in der Menschheit ausbilden, sind ja auch Naturmanifestationen, insofern als die Geschichte der Menschheit ein Stück Evolution der Natur ist. Darum steht ihm fest, daß auf eine Weise, die wir uns nicht erklären können, der Urgrund der Welt zugleich Urgrund der Liebe ist und daß diese Liebe aus dem Unendlichen an uns teilnimmt und in uns zur Wirkung kommen will. So weht die Luft der Liebe, wie sie aus der Religion der Propheten Israels und der Religion Jesu kommt, in dem Denken Goethes. Er, der vor Nietzsche das große



Problem empfunden, wie sich das Edel-Werden, das heißt das Er-Selbst-Werden, und das Gut-Werden des Menschen zu einander verhalten — und darin liegt seine eigentliche philosophische Bedeutung! — hat ihm die einfache Lösung gegeben, daß das wahre Er-Selbst-Werden in nichts anderem als in dem wahrhaft Gut-Werden bestehen könne. Diese Goethesche Vorstellung von dem Edeln, das zugleich das allgemein gültige Gute ist, wird in dem Denken der Menschheit zur Macht kommen, wenn Nietzsches Auflehnung gegen die in der Menschheit entstandene überlieferte Vorstellung des Guten nur noch Erinnerung an das 19. Jahrhundert sein wird.

Und welches ist nun für den ethischen Denker Goethe das Ideal des vollendeten Mensch-Seins? Ein überaus schlichtes. Man beachte, wie klein das Leben Fausts und das Wilhelm Meisters ausgehen. Faust, der von dem Weltgeiste letztes Wissen über die Welt verlangte, endet damit, dem Meere Land abzuringen, das Frucht für Menschen bringen soll. Wilhelm Meister erkennt als seine Bestimmung, sich als Wundarzt in den Dienst von Auswanderern zu stellen.

Der Goethesche Mensch, von dem so viel und so dunkel geredet wird, was ist er? Er ist das, wo-

nach Goethe in seinem Leben strebt: Mensch der Verinnerlichung, der zugleich Mensch der Tat ist und als solcher in starker, aber unauffälliger Weise Persönlichkeit ist.

„Dir selbst sei treu und treu den andern ..."
„Und dein Streben sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat".

Nur der versteht Goethe, der unter den Zwang dieses seines tiefen und einfachen Humanitätsideals gerät und von dem Geiste der zum Leben tüchtig machenden Resignation berührt wird, aus dem es geboren ist.

* * *

Dieser Dichter und Denker steht als universelle Persönlichkeit vor uns, weil er zugleich noch in bedeutender Weise praktisch wirksam ist und sich als Naturforscher betätigt.

Früher war die Aufmerksamkeit so ausschließlich auf den Dichter gerichtet, daß man der Bedeutung des wirkenden Menschen und des Naturforschers nicht die gebührende Beachtung schenkte. Erst durch das, was die Goetheforschung in den letzten Jahrzehnten über sein Leben und Schaffen zutage gefördert hat, haben wir uns daran



gewöhnt, ihn wieder so zu sehen, wie er denen erschien, die in Weimar um ihn waren.

Mit Goethes Regierungstätigkeit im Fürstentum Weimar ist es nicht so, wie man es sich vorzustellen beliebt, daß der Dichter nebenbei ein Amt am Hofe hat, in dem er sich so viel und so wenig betätigt, wie er gerade Lust hat. Er ist als Beamter ganz bei der Sache. Wie hat er sich doch gleich von Anfang an darum bemüht, Ordnung in die Finanzen des Landes zu bringen! Selbst nach der Rückkehr aus Italien, als ihm ein Teil seiner Geschäfte abgenommen wird und er nur noch den Verwaltungszweigen vorsteht, die auf Kunst, Wissenschaft und Unterrichtswesen Bezug haben, stellt sein Amt noch große Ansprüche an ihn. Welchen Eindruck macht es einem Besucher, als er ihn, in einem seiner letzten Jahre, mit den Listen über den Schulbesuch in sämtlichen Ortschaften des Großherzogtums Sachsen-Weimar beschäftigt antrifft und gleich eine Feder in die Hand gedrückt bekommt, um mit zu errechnen, daß der Schulbesuch sich im allgemeinen gehoben hat und in den Gebirgsgegenden besser ist als in der Ebene!

Auch die Naturwissenschaft ist ihm nicht Liebhaberei und Zeitvertreib, sondern Lebensberuf.

Auf seine naturwissenschaftlichen Arbeiten hat er mehr Zeit verwandt als auf die dichterischen.

So liegt das Erstaunliche vor, daß der tätige und der wissenschaftliche Mensch in ihm in gleicher Stärke auftreten wie der Dichter.

Weil er in dieser Weise universell ist, feiert man Goethe gewöhnlich als den großen, nachgeborenen Renaissancemenschen. Dies trifft nicht in jeder Hinsicht zu. Wohl steht er durch seine universelle Begabung, durch sein Verhältnis zur Natur, durch den Drang nach Wahrheit und durch die Selbständigkeit seiner wissenschaftlichen Forschung einigen großen Gestalten der Renaissance nahe. Zugleich aber ist er durch das Fehlen des Enthusiastischen, des Unsteten und des Revolutionären, wie überhaupt in seinem ganzen geistigen Wesen und in dem Ernste seiner Lebensauffassung ganz von ihnen verschieden und viel weniger Renaissancemensch als etwa Leibniz.

Auch die Art, in welcher sich die universelle Begabung bei ihm auswirkt, ist eine ganz andere als beim Renaissancemenschen. Bei diesem kommt sie von selber, wie durch Selbstentzündung, in Brand und genießt und verzehrt sich in geschäftiger Vieltätigkeit. Bei Goethe wird sie, wie wir es von ihm selber wissen, durch Überlegungen, die



in ihm entstehen, und Forderungen, die das Leben an ihn stellt, zur Betätigung gebracht.

Davon, daß er eine eminent praktische Beanlagung hat, gibt er selber und geben andere sich Rechenschaft. Im Jahre 1774, also ein Jahr bevor Goethe dem Rufe nach Weimar folgt, schreibt Lavater: „Goethe wäre ein herrliches handelndes Wesen bei einem Fürsten; dahin gehört er. Er könnte König sein“.

Und nun, auf dem Höhepunkt des ersten dichterischen Schaffens angelangt und bereits von hellem Ruhm umstrahlt, steht er vor der Frage, was er in den langen Pausen, die sich, wie er bereits aus Erfahrung weiß, bei ihm zwischen die schöpferischen Perioden einschieben, mit sich selber anfangen soll. So kommt er zum Entschluß, „sich“, wie er selber sagt, „den Weltgeschäften zu widmen, um nichts von seinen Kräften ungebraucht zu lassen“.

Die vielseitige Verwaltungstätigkeit, die ihm dann von 1775 an, über ein Jahrzehnt lang, obliegt, bringt es mit sich, daß er mit Straßenbau, Bergbau, Flußregulierung, Hebung der Land- und Forstwirtschaft zu tun hat. Durch diese Arbeit wird er dazu geführt, sich immer mehr mit der

Natur abzugeben, nachdem schon in Leipzig und Straßburg sein naturwissenschaftliches Interesse durch den Umgang mit Medizinern Nahrung gefunden hatte. Mit der Zeit nimmt dann die Natur, der er sich so naht, völlig Besitz von ihm. Alles, was auf sie Bezug hat — Botanik, Mineralogie, Geologie, vergleichende Anatomie, Physik, Chemie — beschäftigt ihn.

Auf eigenen Wegen — anders kann er es seiner Veranlagung nach nicht — gelangt er zu Ergebnissen, die die zeitgenössische Wissenschaft auf den ihren erreicht. In manchen Erkenntnissen ist er ihr voraus, insbesondere in der Einsicht, die die spätere Naturwissenschaft dann bestätigt, daß in der Natur alle Daseinsformen untereinander zusammenhängen und in schöpferischer Gesetzmäßigkeit eine aus der andern hervorgegangen sind.

Auch in seiner Bekämpfung der damals allgemein geltenden Ansicht, daß die Gebirge insgesamt vulkanischen Ursprungs seien, hat er Recht behalten. Nicht in dem Banne der damaligen Streitfragen stehend, können wir die Leistungen, die in Goethes naturwissenschaftlichen Schriften vorliegen, gerechter würdigen als die Zeitgenossen und dürfen sagen, daß sie seiner würdig sind.



Goethe ist ein hervorragender Beobachter.

Aber: haben der Beamte und der Naturforscher den in Goethe lebenden Dichter nicht über Gebühr niedergehalten und ist nicht so manches, was nur der Dichter Goethe schaffen konnte, deswegen ungeschaffen geblieben? Sicher ist, daß, wenn dieser sich erst in den letzten Jahren des Lebens dazu aufrafft, Faust und Wilhelm Meister mit schon unsicherer Hand fertigzustellen, dies seinen Grund darin hat, daß der Beamte und Naturforscher ihn früher nicht dazu kommen ließen. Wird aber die Tatsache, daß wir diese Werke nicht aus einem Guß besitzen, nicht durch die andere aufgewogen, daß sie nun zwei Ströme sind, in denen sich das Erleben und die Gedanken Goethes von der Jugend bis ins Alter widerspiegeln?

Nicht vergessen sei, daß der Dichter von der Naturwissenschaft mindestens einen Gewinn hatte. Er verdankt ihr die Freundschaft mit Schiller. Wäre ihm Schiller, den er sich fern halten wollte, weil er ihm zu revolutionär erschien, nicht auf jener denkwürdigen Sitzung der Jenaischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft begegnet, so wären sie wohl nie zusammengekommen. Und wie viele der schönsten Dichtungen Goethes wären

ohne diese Freundschaft, durch die er, wie er selber bekennt, erst wieder zum Dichter geworden ist, ungeboren in seiner Seele geblieben!

Lassen wir es also dahingestellt, ob das, was der Beamte geleistet und das Viele oder Wenige, worin Goethe die Naturwissenschaft vorangebracht, das aufwiegt, was er als Dichter vielleicht darüber versäumt. Das, worauf es allein ankommt, ist, daß er auch hierin er selber war und in tiefem Ernst den Weg ging, den er seiner Natur nach gehen mußte. Daß der große Dichter in diesem Dienen als Beamter und in der der Naturwissenschaft gewidmeten Arbeit als der Mensch vor uns steht, der nicht Großes und Kleines kennt, sondern alles, was er tut, mit Gewissenhaftigkeit und Hingebung tut, ist eine so ergreifend Leben gewordene Dichtung, daß sie durch keine andere, die er uns dafür hätte schenken können, aufgewogen würde. Das Wertvollste eines Menschen, so groß auch seine schöpferische Fähigkeit sei, ist doch immer er selber.

So besteht die eigentümliche Größe der Universalität Goethes darin, daß ihr ein ganzer, ernster Mensch zugehört.

* * *



Und nun zuletzt: Was ist die Botschaft Goethes an uns, die Menschheit in der grausigen Not, in der wir uns befinden? Hat er überhaupt eine an uns?

Er hat sie.

Alles Denken, in dem ein Mensch sich nicht an die Gesellschaft einer Zeit, sondern an den Menschen als solchen und als einzelnen wendet — und dies ist bei Goethe der Fall wie bei kaum einem anderen —, hat etwas über jede Zeit Erhabenes an sich. Die Gesellschaft ist etwas zeitlich Veränderliches; der Mensch aber ist immer der Mensch.

So ist die Botschaft Goethes an den heutigen Menschen dieselbe wie an den damaligen und an den Menschen aller Zeiten: „Strebe nach wahrem Menschentum! Werde du selbst als ein sich verinnerlichender Mensch, der in einer seiner Natur entsprechenden Weise Tatmensch ist".

Aber, erhebt sich die Frage, können wir in den furchtbaren Verhältnissen unserer Zeit noch solch persönliches Menschentum verwirklichen? Ist das Mindestmaß materieller und geistiger Selbständigkeit des einzelnen, das hierfür vorausgesetzt werden muß, bei uns noch vorhanden? Die Verhältnisse unserer Zeit sind ja so, daß der

heutige Mensch von materieller Selbständigkeit kaum noch etwas besitzt und daß ihm auch die geistige aufs schwerste bedroht ist. In jeder Weise entwickelt sich unsere täglich unnatürlicher werdende Lage dahin, daß der Mensch in jeder Hinsicht immer mehr aufhört, ein der Natur und sich selber angehörendes Wesen zu sein, und immer mehr ein der Gesellschaft unterworfenes wird.

Da stellt sich die Frage, die wir noch vor einem halben Menschenalter für unmöglich gehalten hätten: Hat es noch einen Sinn, an dem Ideal persönlichen Menschentums festzuhalten, wo doch die Verhältnisse sich dagegen entwickeln, oder ist es nicht im Gegenteil geboten, daß wir uns auf ein neues Ideal von Menschentum einstellen, dem zufolge dem Menschen bestimmt ist, eine anders geartete Vollendung seines Wesens in dem restlosen Aufgehen in der organisierten Gesellschaft zu erreichen?

Aber was ist das anderes, als daß wir, wie Faust, uns in furchtbarer Verirrung von der Natur loslösen und der Unnatur überantworten?

Überhaupt, was ist das, was in dieser grausigen Zeit vor sich geht, anderes, als eine gigantische Wiederholung des Faustdramas auf der Bühne



der Welt? In tausend Flammen brennt die Hütte von Philemon und Baucis! In tausendfacher Gewalttätigkeit und tausendfachem Morden treibt entmenschte Gesinnung ihr frevelhaftes Spiel! In tausend Fratzen grinst uns Mephistopheles an! In tausendfacher Weise hat sich die Menschheit dazu bringen lassen, das natürliche Verhältnis zur Wirklichkeit aufzugeben und ihr Heil in den Zauberformeln irgendeiner Wirtschafts- und Sozialmagie zu suchen, die die Möglichkeit aus dem wirtschaftlichen und sozialen Elend herauszukommen nur immer in weitere Ferne rückt!

Und der grausige Sinn dieser Zauberformeln, welcher Art von Wirtschafts- und Sozialmagie sie auch angehören, ist immer eben dieser, daß der einzelne sein materielles und geistiges Eigendasein aufzugeben und nur noch als ein Angehöriger einer materiell und geistig restlos über ihn verfügenden Vielheit zu existieren habe.

Daß einmal die wirtschaftlichen Verhältnisse in dieser Weise auf eine Zerstörung der materiellen Selbständigkeit des einzelnen hinarbeiten würden, konnte Goethe nicht voraussehen. Aber mit dem geheimnisvollen Ahnungsvermögen, in dem ihm die Gefahr des Maschinenwesens, des-

sen erste Anfänge er erlebt, bewußt wird, sieht er auch voraus, daß in der Zukunft die geistige Selbständigkeit des Menschen durch das Aufkommen eines Massenwillens bedroht sein wird. Dieses Vorausahnen ist der Grund seiner unüberwindlichen Abneigung gegen alles Revolutionäre. Das Revolutionäre ist für ihn der Massenwille, der sich den Einzelwillen unterwerfen will. Zeuge der ersten Kundgebungen eines Massenwillens in der französischen Revolution und in der Bewegung der Freiheitskriege, hat er ein klares Bewußtsein davon, daß damit etwas auf den Plan tritt, dessen Folgen unabsehbar sind. Darum seine schwankende Haltung der Bewegung der Freiheitskriege gegenüber, die zu so vielen Mißdeutungen Anlaß gab. Wohl will er die Freiheit seines Volkes, aber die darauf gerichtete Kundgebung eines Massenwillens ist ihm etwas Unheimliches, wie wir es aus einem Gespräch mit dem Jenaer Geschichtsprofessor Luden vom Jahre 1813 wissen, in dem er in tiefer Bewegtheit Gedanken preisgibt, die er sonst in sich verschließt.

Goethe ist der erste, der etwas wie Angst um den Menschen erlebt. In einer Zeit, in der die andern noch unbefangen sind, dämmert ihm, daß



das große Problem, um das es in der kommenden Entwicklung gehen wird, dieses sein wird, wie sich der einzelne gegen die Vielheit zu behaupten vermöge.

In dieser ahnenden Angst, die er in sich herumträgt und die hinter so manchem polternden Worte steht, das ihm den Vorwurf reaktionär zu sein und die Zeichen der Zeit nicht zu verstehen, eingetragen hat, ist auch Angst um sein Volk. Er weiß, daß kein Volk sich so wider seine Natur vergeht, wenn die, die ihm angehören, sich ihrer geistigen Selbständigkeit begeben, wie das seine, sein Volk, das er mit so scheuem Stolze liebt. Weiß er doch, daß die tiefe Naturverbundenheit, die Geistigkeit und das Bedürfnis nach geistiger Selbständigkeit, die sein Wesen ausmachen, Kundgebungen der Seele seines Volkes in ihm sind.

Und nun, hundert Jahre nach seinem Tode, steht es so, daß durch die Gewalt der Ereignisse und die Einwirkung einer durch sie bestimmten unheilvollen materiellen Entwicklung auf das Wirtschaftliche, das Soziale und das Geistige allenthalben die materielle und die geistige Selbständigkeit der einzelnen, soweit sie nicht schon vernichtet wurden, in schwerster Weise bedroht

sind. Des Hinscheidens Goethes gedenken wir in der gewaltigsten Schicksalsstunde, die je für die Menschheit geschlagen hat. In dieser Schicksalsstunde zu uns zu reden, ist er berufen wie kein anderer Dichter oder Denker. Als der Unzeitgemäßeste schaut er in unsere Zeit hinein, weil er mit dem Geiste, in dem sie lebt, so gar nichts gemein hat. Als der Zeitgemäßeste rät er ihr, weil er ihr das, was ihr not tut, zu sagen hat.

Was sagt er ihr?

Er sagt ihr, daß das grausige Drama, das sich in ihr abspielt, nur zu Ende kommen kann, wenn sie die Wirtschafts- und Sozialmagie, der sie sich ergeben hat, von ihrem Pfad entfernt, die Zaubersprüche, mit denen sie sich betört, verlernt und entschlossen ist, um jeden Preis wieder in ein natürliches Verhältnis zur Wirklichkeit zu kommen.

Den einzelnen sagt er: Gebt das Ideal persönlichen Menschentums nicht preis, auch wenn es den Verhältnissen, wie sie sich ausgebildet haben, zuwiderläuft. Gebt es nicht verloren, auch wenn es opportunistischen Theorien, die das Geistige einfach dem Materiellen anpassen wollen, nicht mehr haltbar vorkommt. Bleibt Menschen mit eigener Seele! Werdet nicht Menschendinge, die



sich eine auf den Massenwillen eingestellte und mit ihm im Takt pulsierende Seele einsetzen lassen!

Nicht alles in der Geschichte ist bestimmt, ständigem Wechsel unterworfen zu sein, wie es oberflächlicher Betrachtungsweise vorkommt, sondern es soll sich in ihr dies ereignen, daß Ideale, die ihre bleibende Wahrheit in sich tragen, sich mit den wechselnden Verhältnissen auseinandersetzen und sich in ihnen behaupten und vertiefen. Ein solches Ideal ist das des persönlichen Menschentums. Wird es aufgegeben, so geht der geistige Mensch zugrunde, was das Ende der Kultur, ja der Menschheit bedeutet.

Darum hat es einen Sinn, daß in dieser Zeit die Blicke auf Goethe, den Verkünder echten und edeln persönlichen Menschentums gerichtet sind und seine Gedanken auf die mannigfachste Weise unter die Leute kommen. Möge das „Sei du selber“, das aus ihnen herausklingt und in dieser Schicksalsstunde der Menschheit die Bedeutung einer welthistorischen Parole erhält, uns mutig machen, dem Zeitgeiste zu widerstehen und in schwersten Verhältnissen uns und andern so viel Möglichkeit wahren Menschentums zu bewahren, wie wir es nur immer vermögen. Und mögen wir — denn dies

entscheidet! — jeder in der uns gegebenen Möglichkeit, das schlichte Menschentum des „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" auch zur Tat werden lassen, daß es nicht nur als Gedanke sondern auch als Kraft unter uns sei.

* * *

Ehe zwei Jahrzehnte vollendet sind, wird Frankfurt die zweihundertste Wiederkehr des Geburtstages seines größten Sohnes feiern. Möge dann der, der bei jenem neuen Feste die Gedenkrede halten wird, feststellen dürfen, daß das tiefe Dunkel, in dem wir dieses begehen, sich aufzuhellen begonnen hat, daß ein Geschlecht, im wahren Wirklichkeitssinn auf die Wirklichkeit eingehend, der materiellen und sozialen Not Herr zu werden beginnt und darin einig ist, bei dem alten, einzig wahren Ideal persönlichen Menschentums verbleiben zu wollen.

Möge dann die Zeit angebrochen sein, in der das Leben der Menschheit wieder in harmonischer und natürlich belebter Bewegung dahinfließt, wie Bachsche Musik, deren Zauber auf Goethe so stark wirkte, weil sein Geist sich in ihr wiederfand.



Wir aber stehen noch unter dem Verhängnis der Worte aus Hermann und Dorothea:

„Denn gelöst sind die Bande der Welt,
Wer knüpfet sie wieder,
Als allein nur die Not, die höchste,
Die uns bevorsteht".

So walte auch das andere, aus dem Gedichte zu dieser Dichtung, über uns und werde Wahrheit an uns:

„Aber es siege der Mut
In dem gesunden Geschlecht!"

